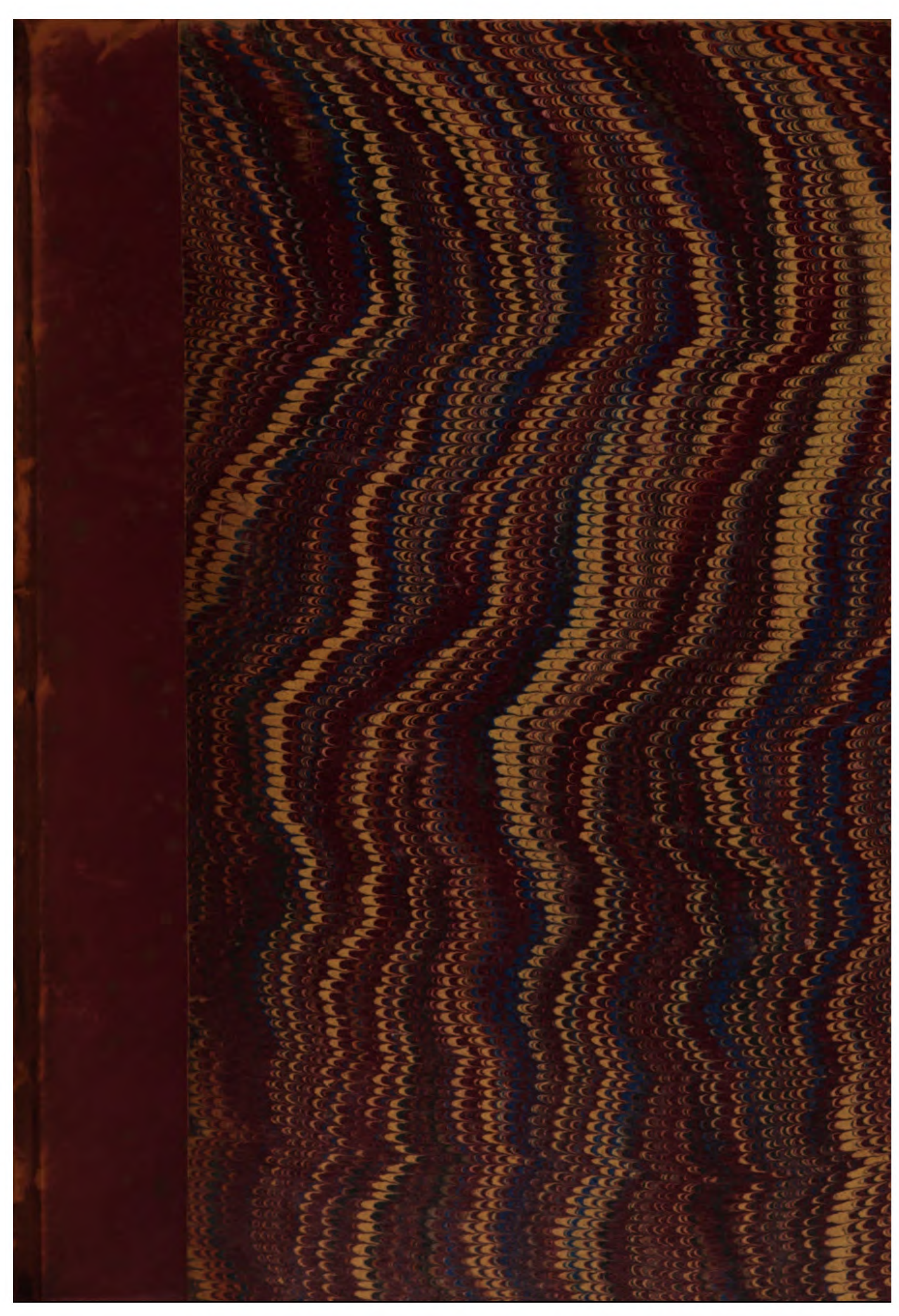






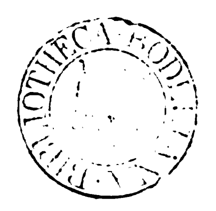


Zur Erinnerung an Wilhelm Wagner.

Sein Lebens- und Entwicklungsgang

geschildert von

Lic. theol. Adolf Metz.



Eine Biographie will die Summe eines Lebens ziehen. Sie setzt also voraus, dass dasselbe ausgelebt ist, dass Alles, was an Kraft in der Persönlichkeit lag, sich ausgewirkt und sich in äusseren Werken der Anschauung dargeboten hat. In diesem Sinne ist eine Biographie *Wagner's* nicht möglich. Mitten im besten Schaffen, unter den wichtigsten Entwürfen für die Zukunft hat der Tod ihn jäh abgerufen. Dennoch ist, was er in seiner kurzen Lebenszeit geleistet hat, von höchster Bedeutung und lässt die Grösse der Geisteskraft, die dahinter stand, mit einiger Sicherheit ermessen. Was er in unablässiger Arbeit an sich selbst in rein menschlicher Beziehung aus sich machte, war so anziehend, dass wenige dem Reiz seiner Persönlichkeit widerstanden. Und das ist's, was wir können und wollen: ein Bild dieser Persönlichkeit aus ihrem Entwicklungsgang herauslesen, zur pietätvollen Aufbewahrung im Andenken der Freunde wie seiner Schüler und weiteren Verehrer.

Wilhelm Wagner ist geboren am 11. Mai 1843 zu Steinau, einem Städtchen des fränkischen Kinzigtales, durch dessen anmutige Windungen sich heute die Eisenbahnlinie Hanau-Bebra hindurchzieht. Die Eltern wohnten eigentlich in demselben Tale weiter unterhalb, in Wächtersbach, bekannt durch den Jugendaufenthalt der Brüder Grimm, deren Vater dort Amtmann war. Hier hatte sich der Vater unseres *Wagner* vor wenigen Jahren als Arzt niedergelassen und sich mit einer Tochter des dortigen ersten Pfarrers, Heyl, vermählt. Schwere Krankheit hatte das erste Jahr seiner Ehe getrübt und ihn genötigt, mit seiner Gattin im Hause des Grossvaters, des Kreisphysikus und Inhabers der Apotheke Dr. Wagner zu Steinau, Zuflucht und genügende ärztliche Pflege zu suchen. Und so kam es, dass ihr Erstgeborner im grossväterlichen Hause das Licht der Welt erblickte. Unter den Vorfahren *Wagner's* war seit vielen Generationen eine gelehrte Bildung gewissermassen erblich: auf der väterlichen Seite die Medizin — auch aus dem Hause jenes Kreisphysikus gingen nicht weniger als vier Aerzte hervor — auf der mütterlichen Seite die Theologie. Der letzte Vertreter dieser Richtung war der Grossvater Heyl zu Wächtersbach, Consistorialrat, geistlicher und Schul-Inspektor der Grafschaft Wächtersbach, die als kurhessische Standesherrschaft bis 1846 ziemlich selbständig verwaltet wurde; zugleich konnte er als Hofprediger der Grafen

(jetzt Fürsten) von Isenburg-Büdingen-Wächtersbach angesehen werden, die daselbst im Schlosse residirten. Als Seelsorger mit grösster Gewissenhaftigkeit den Pflichten seines Berufes zugewandt, als Theologe orthodox ohne Engherzigkeit, besass er zugleich die feinen Umgangsformen des Weltmannes, sowie eine gründliche Kenntnis der modernen Litteraturen und ihrer Sprachen. Schlagfertiger Witz und eine lebhafte Erzählergabe, welcher seine eigne bewegte Vergangenheit reichen Stoff lieferte, machten ihn zu einem begehrten Gesellschafter. Dank diesen ausgezeichneten Eigenschaften war er gleich angesehen und geachtet bei seinen Pfarrkindern wie bei seinen Berufsgenossen, im gräflichen Schlosse ein täglicher gern gesehener Gast, an den verwandten Fürstenhöfen, wie dem zu Kassel, mit Auszeichnung behandelt. In ihm ist in vieler Beziehung die geistige Construction unseres *Wagner* schon vorgebildet: dieselbe Gabe, sich die Herzen zu gewinnen; dieselbe Gabe lebhafter und interessanter Darstellung dessen, was äusserlich erlebt war und was im eignen Innern lebte — selbst eine gewisse Gabe des poetischen Empfindungsausdrucks fehlte nicht — dasselbe geduldige Interesse an Menschen und Zuständen, in denen etwas Eigentümliches sich zeigte; endlich dasselbe umfassende Talent zum Verständnis fremder Sprachen und fremder Volkstümlichkeit. Das Bild des teilnehmenden Greises prägte sich denn auch dem Enkel so tief ein, dass dieser noch als Mann gern in der Erinnerung zu ihm zurückkehrte. Und dann waren es bezeichnenderweise immer zwei Dinge, die mit in die Erinnerung traten: des Grossvaters Bibliothek, in welcher, der Liebhaberei des Besitzers entsprechend, besonders die Franzosen vertreten waren, und das altertümliche Grafenschloss, in dem der aufgeweckte Knabe bald aus und ein ging, mit seinem verschlungenen Park und den dahinter aufsteigenden Waldhängen des Vogelsberges. Auch nachdem der Dr. Wagner im Jahre 1848 der besseren Praxis wegen nach Bockenheim bei Frankfurt a./M. übergesiedelt war, pflegte *Wagner* doch die Schulferien regelmässig in Wächtersbach zuzubringen. Da durfte er denn nicht bloss in der Bibliothek des Grossvaters die Lesewut befriedigen, sondern konnte auch die ganze Herrlichkeit, die ein anmutig zwischen Fluss und Bergwald gelegener Flecken einer frischen Knabenseele bietet, gründlich durchgeniessen. Die Liebe zu den Büchern ist ja nachher sein Lebenselement geworden, aber auch die einfache Freude an der Natur hat ihn nie verlassen; und wenn sie ihm auch später durch zunehmende Kurzsichtigkeit einigermassen beeinträchtigt wurde, so blieb er doch zeitlebens auf Streifzügen und Ausflügen derselbe gute Kamerad, wie er im wissenschaftlichen Gespräch ein belehrender Unterhalter war.

In *Wagner's* Bildungsgang zeigt sich das Eigene, dass aller anregende und fördernde Einfluss von Fremden ausging, während der eigne Vater, obwohl als studirter Mann zur Teilnahme wohl befähigt, gewissermassen den abwartenden Zuschauer abgab. Dies hatte im Charakter des Vaters seinen bestimmten Grund. Als der jüngste von vier Brüdern, die sämmtlich Medizin studirten, kam er zur Universität, als die väterlichen Mittel durch das Studium der älteren Brüder ziemlich erschöpft waren. Unter Anstrengungen und Entbehrungen von mancherlei Art hatte er nach dem Ziele ringen müssen, das die älteren Brüder in fröhlicher Jugendlust erstürmten; zuletzt hatte er sogar die Studienzeit abkürzen müssen. Diese Eindrücke einer harten Jugendschule hatten ihn zwar nicht gefühllos gemacht, wohl aber ihm den Ausdruck des Gefühls genommen und ihm eine Verschlossenheit mitgeteilt, die im einzelnen Falle es schwer machte zu sagen, ob ihm etwas Freude mache oder nicht.

Im Leben sah er nur die harte Notwendigkeit; und wie seine eigne ganze Tätigkeit darauf hinzielte, dieser zu begegnen, so wünschte er auch das Leben der Seinen nach diesem Ziele zu richten. Dass beim Studium kein äusserer Gewinn herauskomme, hatte er selbst erfahren und darum seinen ältesten Sohn zum Kaufmann bestimmt. Als ihm nun doch die Einwilligung abgerungen wurde, dass derselbe die gelehrte Laufbahn betrat, war es nur die Consequenz seiner eisernen Natur, dass er von einem Werke, das nicht das seine war, die fördernde wie die hemmende Hand zurückhielt und erst später, als dasselbe so über Erwarten herrlich gediehen war, mit ganzer Freude an dasselbe herantrat.

In Bockenheim besuchte *Wagner* zunächst die Volksschule. Seine geistige Ueberlegenheit wurde von seinen Mitschülern bald anerkannt durch den Spitznamen, den sie ihm in spottendem Ernst beilegten: „die Gescheidtheit". Sein bester Schulfreund war ein gleichaltriger Sohn des Pfarrers Merz. Dies führte ihn in's Pfarrhaus, wo er schnell einheimisch wurde. Eines Sonntags machte die Pfarrerfamilie einen Nachmittags-Ausflug auf das Land, wobei das Haus zugeschlossen wurde. Als sie abends zurückkehrte, fand man den kleinen *Wagner* im Studirzimmer eingeschlossen und über einem Buche brütend. Das Erstaunen war gegenseitig, denn so vertieft war der kleine Gelehrte in sein zufällig erhaschtes Buch gewesen, dass er Gehen und Kommen der Bewohner gar nicht bemerkt hatte und mit höchlicher Ueberraschung vernahm, dass er den Nachmittag über Gefangener gewesen. Von da an war dieses Studirzimmer sein liebster Aufenthalt; und als der Pfarrer den eignen Sohn in den lateinischen Privatunterricht nahm, da verstand es sich schon von selbst, dass auch dessen kleiner Freund denselben teilte. Da zeigte sich denn das vom Grossvater ererbte Sprachtalent so siegreich, dass Pfarrer Merz schon jetzt dem Dr. Wagner riet, seinen Sohn zum Studium der Philologie zu bestimmen. Allein da fand er taube Ohren. Erst als sich zu seinen wiederholten Vorstellungen die Stimme des Grossvaters Heyl gesellte, der noch auf dem Sterbebette seinem Schwiegersohn in's Gewissen redete, gab dieser endlich nach. Und so wurde *Wagner* zu Ostern des Jahres 1855 auf das Frankfurter Gymnasium gebracht, das sich damals der Leitung J. Classen's erfreute, und dort in die Quarta aufgenommen.

Jetzt war die „Gescheidtheit" in ihrem Fahrwasser, und sie steuerte sicher und schnell. Es ist ein Vorzug, der der Stetigkeit der Fortentwicklung zu gut kommt, wenn jemand so, wie *Wagner*, durch eine energische Begabung gleich von vorn herein in eine ganz bestimmte Richtung des Schaffens gewiesen wird. *Wagner's* Gebiet war die Sprache mit ihrem Reichtum an Formen, mit ihrer Bildungsgeschichte, mit ihrer unendlichen Ausdrucksfähigkeit, die sie ebenso zum Organ der trockensten Forschung wie des individuellsten Empfindens macht. Die Mathematik, die in den Dingen immer dasselbe Allgemeine sucht und sie ihrer individuellen Schönheit entkleidet, vermochte ihm kein tieferes Interesse abzugewinnen. Während er darum ihr gegenüber sich auf der Linie der Schulanforderungen hielt, hat er sich auf jenem Gebiet schon auf dem Gymnasium einen Umfang von Kenntnissen erworben, welcher über den Rahmen der gewöhnlichen Schulleistungen weit hinausgriff. Die frühe Energie und Selbständigkeit seines Arbeitens bezeugt am besten die Tatsache, dass er schon als Tertianer die dreibändige griechische Litteraturgeschichte von Schöll durchgearbeitet hatte. Diese Tatsache, welche während einer griechischen Lehrstunde zufällig an's Licht kam, war es auch, die zum ersten Mal seinen Direktor auf ihn aufmerksam machte. Seitdem blieb dieser verdiente

Gelehrte sein geistiger Berater und Förderer und hat als solcher, wie ein ununterbrochener Briefwechsel bezeugt, auch dann, als *Wagner* längst zur wissenschaftlichen Selbständigkeit gelangt war, noch seinen willig eingeräumten menschlichen Einfluss auf ihn ausgeübt. Wer wüsste es aber nicht, wie wichtig es für das grosse wie für das kleine Talent ist, frühzeitig unter die rechte Leitung zu kommen, vor vergeblichen Ansätzen, verfehlten Versuchen und damit vor dem Verlust des köstlichsten Gutes, der Zeit, bewahrt zu bleiben! — Bald erhielt *Wagner* noch andere Gönner. Nach altem Herkommen wurden die Jahresschluss-Feierlichkeiten auf dem altehrwürdigen „Römer“ gefeiert und dabei unter Anwesenheit der Mitglieder der Schulcommission an die besten Schüler Preise, in wertvollen Büchern bestehend, verteilt. *Wagner* erhielt meist die ersten Preise; einmal aber musste das Loos zwischen ihm und einem Mitschüler entscheiden; es entschied zu seinen Ungunsten. Da, als er entsagend zurücktrat, rief ihn ein Herr von der Commission zu sich heran und überreichte ihm eine goldene Denkmünze mit einer auf die Freude, die Eltern von tüchtigen Kindern bereitet wird, bezüglichen Inschrift. Es war Dr. Schlemmer, damals in der Verwaltung der „freien Reichsstadt Frankfurt“ tätig und um die Schulangelegenheiten besonders verdient. Er fasste für den wackern Knaben, der noch dazu sein engerer Landsmann (von Steinau) war, eine solche Zuneigung, dass er ihn fortan teilnehmend und unterstützend bis weit über die Schule hinaus begleitete. — Einen dritten Förderer fand *Wagner* in dem trefflichen Pfarrer Dr. Steitz, der ihn, wie es scheint, im letzten Jahr seines Gymnasialbesuchs bei einer festlichen Aufführung kennen lernte und später grossen Einfluss auf den Gang seiner Studien ausgeübt hat.

Indessen war der werdende Gelehrte äusserlich keineswegs sanft gebettet. Die Mittel zu seinem Unterhalt musste er sich grösstenteils selbst durch Privatunterricht erwerben, und wenn sie knapp flossen, musste er sich zur Winterzeit wohl auch bescheiden, in ungeheizter Stube zu sitzen, durch nichts erwärmt als den eignen verzehrenden Eifer nach Erkenntnis. Die Privatstunden eröffneten ihm indessen auch wieder den Zutritt in die Familien seiner Schüler, so verkehrte er häufig bei den Bundestagsgesandten für Baiern, von der Pfordten, und für Baden, Marschall von Bieberstein. Aber auch in vielen angesehenen Häusern des Frankfurter Bürgerstandes, deren Söhne das Gymnasium besuchten, war er eingeführt; denn aus einigen Jugendbriefen an ihn zu schliessen, scheinen seine Mitschüler mit einer gewissen Eifersucht seinen Umgang gesucht zu haben. — Dass er die Reihenfolge der Klassen ohne Aufenthalt absolvirte, versteht sich von selbst; eine Klasse hat er sogar ganz übersprungen (wahrscheiulich eine Tertia). Die (noch erhaltenen) Schulzeugnisse sind in den höchsten Ausdrücken des Lobes abgefasst, in den letzten Jahren wird die Selbständigkeit seines Arbeitens und Strebens noch besonders hervorgehoben. Es herrschte damals unter den Schülern der oberen Klassen ein angeregtes wissenschaftliches Treiben. Wenn man die Briefe liest, die diese Primaner unter sich wechselten, so muss man in der Tat staunen über den Umfang dessen, was sie alles für sich lasen und trieben. In dreifacher Richtung verläuft insbesondere *Wagner's* Privattätigkeit. Im Mittelpunkt seines Interesses stehen schon Plautus und Terenz. Daneben geht eine eindringende Beschäftigung mit der älteren deutschen Litteratur, so dass er noch nach sieben Jahren von sich sagen konnte, er sei damals mit der Litteratur des 12. und 13. Jahrhunderts „völlig vertraut“ gewesen. Aeusserlich bekundet sich diese Beschäftigung in einer besonderen Reform-Orthographie, die die Teilnehmer derselben

nter sich einführten. An dritter Stelle steht das Studium des Neugriechischen, mit dem er s ebenfalls so ernst nahm, dass er noch längere Zeit von der Universität aus in dieser prache mit einem Mitschüler correspondirte. So trat er denn zu Ostern 1861 im 18. Lebensahre in die Maturitätsprüfung ein mit einem Wissen und einer Belesenheit, wie Andere sie rst auf der Universität erwerben. Sein Reifezeugnis zeigt, wie sich erwarten liess, überall ie Note 1 (= sehr gut), nur die Mathematik blieb beim „befriedigend“ (3) hängen; von lassen's Hand findet sich der Vermerk hinzugefügt: „Seine Abgangsarbeit de Massilia ist mit ründlicher Benutzung der Quellen und selbständigem Urteil ausgeführt, der lateinische usdruck ist correct und fliessend.“ Bald konnte er auch mit den ersten Erzeugnissen seines Schulfleisses öffentlich hervortreten. Zwar die zur Herausgabe eines mittelhochdeutschen Dichters gesammelten Materialien blieben unbenutzt liegen, weil er diese Studien „als für ihn unnütz bei Seite warf.“ Dagegen hatte er zum Zweck einer Schüleraufführung den Trinummus des Plautus metrisch übersetzt, und diese Uebersetzung erschien bald nach seinem Weggang im Druck mit einem Vorwort von Classen (im Sommer 1861, s. Anh.). Ferner hatte er bei der Entlassung der Abiturienten die lateinische Rede gehalten „de vestigiis veteris mythologiae, quae in superstitionibus Graecorum recentiorum reperiuntur“, und diese Arbeit erschien ebenfalls in einer sehr erweiterten deutschen Redaction unter dem Titel „Neugriechischer Volksglaube“ im Frankfurter „Museum“ (Dezember 1861). Noch verdient in diesem Zusammenhang eine im Manuscript vorliegende, griechisch abgefasste selbständige Schülerarbeit über die Aussprache des Altgriechischen Erwähnung: *Γουλιέλμου Βαγνήρου διάλογος περὶ τῆς ἑλληνικῆς προφορᾶς,* mit der Jahreszahl *ΑΩΞ* (1860). Es ist darin schon die Ansicht ausgesprochen, an der *Wagner* stets festgehalten hat: dass, um die Aussprache des Altgriechischen zu finden, man die jetzige Aussprache des Neugriechischen zu Grunde legen müsse, denn man müsse doch davon ausgehen, was für ein griechisches Ohr schön klinge. Der Dialog wird geführt zwischen B. *(Βάγνηρ)* und einem E. *(Ἕλλην)*, welcher soeben einer griechischen Lehrstunde beigewohnt hat, und dem die Ohren noch gellen *(ἀλγῶ ἔτι νῦν τὰ ὦτα)* von der barbarischen Aussprache des Professors. B. verteidigt zuerst seinen Lehrer, gibt aber seinem Gegner zuletzt recht. Der Dialog ist ungemein frisch geschrieben und bezeugt in der ächt *Wagner*'schen Begründung der Hauptthese schon das feine Gefühl seines Verfassers für die Individualität der fremden Sprache und ihren gesetzmässigen Zusammenhang mit der fremden Volksindividualität überhaupt. Alle diese genannten Arbeiten sind unter umfassender Benutzung der einschlägigen Litteratur abgefasst.

Um Philologie zu studiren, wandte sich *Wagner* zunächst nach Berlin (Ostern 1861—1862). Dort fand er bereits einen Kreis von Frankfurtern vor und fühlte sich in der Preussischen Hauptstadt bald behaglich. Er hörte bei Boeckh Encyclopädie und griechische Altertümer, bei Haupt Theocrit und Catull und, von anderen Vorlesungen abgesehen, Logik und Geschichte der Philosophie bei Trendelenburg. Das letztere tat er weniger aus eignem Antrieb — ihm erging es mit der Philosophie ähnlich, wie mit der Mathematik: als bloss materiale Wahrheit suchende Wissenschaft legte sie ihm zu wenig Wert auf die Schönheit der Form — als vielmehr auf Wunsch seiner väterlichen Freunde Classen und Steitz, welche auf eine allseitige Abrundung seiner formalen Bildung durch diese Studien drangen. Später hat er seine Belesenheit auch auf eine beträchtliche Anzahl philosopischer Schriftsteller aus-

gedehnt, darunter auf Scotus Erigena und Spinoza. Gelesen hatte er sie freilich mit dem Auge des Philologen: nicht der Gedankengehalt als solcher war es, was ihn anzog, sondern die Beobachtung des Verhältnisses zwischen dem eigentümlichen Gedanken stoff und dem besonderen formellen Ausdruck in einer Sprache, deren klassische Gestalt ihm selbst so geläufig war. Von den Professoren scheint er nur mit den Brüdern Grimm auf Grund ihrer beiderseitigen Landsmannschaft in persönlichem Verkehr gestanden zu haben; bei den übrigen wurde er zwar auf seine Empfehlungen hin stets freundlich aufgenommen, aber zu einem geistigen Verkehr, wie er ihm von Frankfurt her zum Bedürfnis geworden war, scheint es an der stark besuchten Universität nicht gekommen zu sein. Schon im Januar 1862 schreibt er daher an Dr. Steitz: „Was mich wünschen lässt, von Berlin wegzukommen, ist der Umstand, dass der Lehrer mit dem Schüler nicht in dem geringsten Verkehre steht, und dass man hier vollständig auf sich beschränkt ist, wenn man nicht einige Freunde hätte. Das, hoffe ich, wird in Bonn anders sein.“ In Bonn wirkte damals Ritschl mächtig ein gerade durch die Energie, mit der er sich privatim der Studien seiner Zuhörer annahm. Dr. Steitz warnt zwar: „Ritschl's Philologie scheint sich mir im engeren Kreise zu bewegen und ausschliesslich auf lateinische Textkritik zu beschränken. Vor dieser Einseitigkeit möchte ich Sie bewahrt sehen.“ Indessen diese Besorgnis war in Bezug auf *Wagner* bereits nicht mehr gegründet. Er nahm von Trendelenburg und von Boeckh Eindrücke mit, die ihn vor handwerksmässiger Einseitigkeit für immer bewahrten. Boeckh's weitherzige Auffassung vom Wesen der Philologie ist immer die seinige geblieben. Dieser definirt sie bekanntlich als „die Reconstruction des Construirten“ d. h. als die Wiederbelebung eines entschwundenen Culturganzen für die Anschauung der Gegenwart durch das Mittel der erhaltenen Litteraturreste, die zu diesem Zwecke natürlich hergestellt werden müssen. Die Philologie ist dadurch in ihrem Endzweck an das Ganze der Wissenschaften als ihr Teil angeknüpft. In Ritschl's Händen dagegen hat sie sich von dieser Verbindung eigensinnig wieder losgelöst, will von einem höheren Endzweck überhaupt nichts wissen und sucht ihr Wesen einzig in der kunstmässigen formalen Bearbeitung der überlieferten Texte. Der virtuose Gebrauch des Mittels ist es, der hier zum Wesen und zur Hauptsache geworden ist. Den Wert beider Auffassungen kritisch gegen einander abzuwägen, ist hier am wenigsten der Ort: genug, als *Wagner* von Berlin nach Bonn übersiedelte, da hatte dies in seiner Entwicklung die Bedeutung, dass er die gewonnene allgemeine Auffassung durch den Erwerb der besonderen philologischen Technik, die doch auch zur Meisterschaft gehört, ergänzte. Zudem war auch in Bonn die allgemeinere Richtung vertreten durch O. Jahn, den Biographen Mozart's und Uhland's. Zwischen den Zuhörern beider Männer bestand damals ein gewisser Gegensatz, der, genährt durch die Eigentümlichkeit Ritschl's, welcher immer ein Mann der Schule und der strammen Partei war, im Sommer 1865 zum offenen Kampf ausartete, in welchem mit Versammlungsreden und Fackelzügen gefochten wurde. Ritschl selbst nennt später in einem Brief an *Wagner* nach Paris dies Jahr sein „Kriegsjahr“. *Wagner* tat das einzig Richtige, indem er beide Männer auf sich wirken liess und die Vorzüge des Einen mit denen des Andern ergänzte. Mit beiden hat er auch in persönlicher Freundschaft gestanden; doch kann kein Zweifel sein, dass er für seine philologische Ausbildung Ritschl das meiste verdankte. Schon gleich seine erste Arbeit im Seminar lenkte des Meisters besondere Aufmerksamkeit auf ihn, und bald

raten Lehrer und Schüler in die innigste geistige Gemeinschaft. Für den gegenseitigen Eindruck, den der Philologe κατ' ἐξοχήν und sein „begabtester Schüler" auf einander machten, haben wir zwei authentische Zeugnisse in einem Vortrage *Wagner's*, gehalten 1868 zu London, und in einem Zeugnis, welches Ritschl diesem im Jahre 1866 zum Behuf einer Bewerbung nach England schickte. Dort malt der Schüler das Bild seines Lehrers mit folgenden Worten: „*Before my eyes he stands as the lecturer at Bonn, clear, powerful, eloquent, and imparting interest even to the driest subjects, by the consumate art with which he knew how to handle them. I remember how his eyes used to sparkle with delight when he thought that some good work had been done by his pupils, and how delightful it was to hear oneself praised in his sonorous Latin: but woe to him whom he considered deserving of blame! Then, again, there was the kindly interest shown to his pupils in their private studies, and the advice and help willingly given at any time.*" Und Ritschl schreibt: „*De Guilelmo Wagnero Francofurtano, multis ex annis cum studiorum communione tum vitae consuetudine mihi cognito, hisce litteris testor tam me honorifice sentire, ut et dignissimum habeam cui erudiendae iuventutis munus demandetur, et optimos e tali institutione fructus redundaturos esse confidam. . . . . Ingenii autem praestantiae cum animi dotes accedant, morum et probitas et suavitas, veri rectique sensus, humanitatis non fucatae studium, consequens est, ut mea quidem sententia gratulandum sit eis, quibus tám strenuus praeceptor educatorque contigerit.*" Es ist nicht nötig, diesen Worten etwas hinzuzufügen.

Wagner's Studien teilten sich in Bonn (Ostern 1862 bis Ostern 1864) zwischen Plautus und Plato. Zu jenem hatte die alte Liebe auch in Berlin nicht gerostet [1], jetzt wurde er unter Ritschl's Leitung mit methodischer Gründlichkeit bearbeitet; die Beschäftigung mit Plato führt sich wahrscheinlich auf die von Jahn (griechische Literaturgeschichte) und Brandes (Geschichte der alten Philosophie) erhaltenen Anregungen zurück. Schon im Sommer 1862 kann ihm sein ehemaliger Director Classen „zu dem schönen Erfolg seiner wissenschaftlichen Bestrebungen" Glück wünschen und die Frage anregen, ob *Wagner* nicht schon für 1863 — also nach absolvirtem 4. Semester — das höhere Schulexamen machen wolle, um durch eine Preussische Gymnasialstellung zeitig für sein äusseres Fortkommen zu sorgen. Diese Frage der Zukunft bekümmerte ihn indess noch wenig. Desto mehr liess er sich einen anderen, von derselben Seite kommenden Rat gesagt sein: „recht bald eine bestimmte Aufgabe, sei es aus der lateinischen oder der griechischen Litteratur, in's Auge zu fassen und in der Bearbeitung derselben eine Zeit lang seine Kräfte zu concentriren." Er nahm die für 1863 gestellte Preisaufgabe De prologis Plautinis et Terentianis in Angriff und brachte ein Heft von 230 Quartseiten zu Stande, das er unter dem für seine Denkart bezeichnenden Motto εἷς ἀνὴρ οὐ πάνθ' ὁρᾷ einreichte. Als es zur Preisverteilung ging (am 3. August, dem

[1]) In seiner Bibliothek fand sich nach seinem Tode eine Ausgabe der Aulularia v. J. 1835 (Dissert v. Deenik), durchschossen und bis zu v. 520 eng beschrieben. Auf der Innenseite des vorderen Einbanddeckels ist später von *Wagner's* Hand folgende Notiz eingetragen; „*Quae in hoc libro insunt adnotationes manu scriptae, eas composui Berolini hieme anni MDCCCLXI, cum essem adulescens duodeviginti annorum; quamobrem imperitiae adulescentiae vel potius pueritiae scriptoris ratione habita multa condonanda inveniet, si cui post mortem meam, vel etiam vivo me, at hercle invito, hic liber in manus inciderit. Londini. Gu. W.*"



Geburtstag Friedrich Wilhelm's III, des Stifters der Universität), stellte sich heraus, was ihm auf dem Gymnasium schon einmal begegnet war, dass mit seiner Arbeit eine andere ebenbürtige concurrirte, so dass die Facultät sich für keine entscheiden mochte. Anstatt aber dem Herkommen entsprechend den Preis zu teilen, wurde derselbe diesmal in Anerkennung der Vortrefflichkeit beider Leistungen verdoppelt und jedem der Bewerber ganz zugesprochen [1]. *Wagner* wusste für die so erhaltene Geldsumme keine bessere Verwendung, als dass er seinen Vater zu einer Rheinreise einlud — gewiss ein schönes Zeugnis für die einfache Natürlichkeit seines Empfindens, die ihm übrigens stets eigen geblieben ist. Am 20. Februar 1864 erfolgte endlich seine Doctor-Promotion. Seine Dissertation (De Plauti Aulularia. Bonnae 1864) wurde als „gelehrt und scharfsinnig“ (doctrinae et subtilitatis laude probabilis) gerühmt und die mündliche Prüfung brachte ihm das höchste mögliche Prädikat „eximia cum laude (mit ganz ausserordentlichem Lobe)“ ein. Damit waren seine Universitätsstudien formell abgeschlossen, und die Frage nach der Zukunft stellte sich von selbst. Am meisten würde ihn natürlich eine akademische Tätigkeit mit ihrer wissenschaftlichen Freiheit angezogen haben; allein es fehlten ihm, wie so manchem, die Mittel, um als unbezahlter Privatdozent vor dem Heiligtum des Professorats in's Ungewisse zu antichambriren. Vor dem „Preussischen Schulzwang“ aber, der die individuelle Kraft in die Schablone seines Reglements bindet, empfand er einen gelinden Schauder. Zudem fühlte er das Bedürfnis, „die Lücken in seiner Bildung womöglich durch einen längeren Aufenthalt in fremden Ländern auszufüllen.“ In diesem Bedürfnis spricht sich sichtbar eine Sehnsucht nach der freien, weiten Welt aus, in der seine tiefere, „zwischen Büchern und Papier“ zurückgehaltene Natur gegen seine bisherige Lebensweise reagirte. Zufällig traf es sich, dass gerade damals Classen, mit dem diese Fragen brieflich besprochen wurden, um Empfehlung eines Hauslehrers gebeten worden war für zwei deutsche Familien in Manchester, und da ihm hier die Bedingungen vorhanden zu sein schienen, unter denen die Stellung eines Hauslehrers für einen jungen Menschen förderlich sein könne, so bot er sie ihm an. *Wagner* ergriff die Gelegenheit — er wäre freilich lieber nach Frankreich oder Italien gegangen — und siedelte zu Ostern d. J. 1864 nach England hinüber.

Ein Freund stellte ihm vor seiner Abreise das Prognostikon, dass er sich bei seiner ausgesprochenen Abneigung gegen England dort wohl „ganz auf die Familien, deren Kinder er zu unterrichten habe, beschränken werde.“ Keine Voraussagung konnte falscher sein. Gerade der Umstand (um seine eigenen späteren Worte zu gebrauchen), dass er sich am

---

[1] Das von Ritschl verfasste Urteil der Facultät hat zum Teil folgenden Wortlaut: „. . . . *Et hae quidem commentationes ut ipso ambitu sunt amplissimae, ita studii et industriae luculento documento exstiterunt. Nec a doctrinae laude fere quicquam, quod alicuius esse momenti videatur, desideratur: tam et accurata cum rerum tum linguae scientia illae nitent, et eorum quae ab aliis disputata sunt valde probabiliter rationem habent. Huc accedit vis judicii, quo uterque scriptor acri subtilique nec alienae auctoritatis nimia reverentia praepedito utitur . . . . Ergo cum neuter neutrum vicerit, sua laude propria utrique uterque praestet, vicisse uterque merito visus est. Unde consequens fuit, ut et honor et praemium his scriptoribus de Ordinis sententia aequaretur, et ita quidem ut praemii summa legitima non, ut moris est, aequali portione dispertiretur, sed utrique integra concederetur: cuius beneficii collatio singulari liberalitati eorum, quibus res nostrae curae sunt, debetur.*“ — Der zweite Bewerber hiess Dziatzko.

de seiner Studien „ohne Weltkenntnis, den Kopf voll Buchgelehrsamkeit" fand, trieb ihn hinaus in die Fremde. Zudem war seine Natur viel zu sehr auf das gegenseitige Geben d Empfangen von Anregung hingewiesen, als dass er sich nach aussen hätte abschliessen llen: er suchte die Menschen und wurde von ihnen gesucht. Die Schmiegsamkeit seines eistes aber, vermöge deren er überall seine Arbeiten an Ort und Zeit anzupassen wusste, llte sich in England erst recht offenbaren. Er war angekommen fast ohne Kenntnis des nglischen. Diesem Mangel abzuhelfen, war daher sein nächstes Streben. Allein die Sprache oss für den Gebrauch des Lebens und Umgangs zur Verfügung zu haben, war ihm wenig; drängte ihn auch hier nach wissenschaftlicher Erkenntnis, und so machte er mit der prache zugleich die Geschichte ihrer Bildung und ihrer Litteratur zu seinem Studium. Unterützt durch sein bewährtes Sprachtalent, schritt er darin rasch fort; und da mit seiner Feinfühligeit für den Pulsschlag des fremden Volkstums das praktische Geschick, sich dem Tempo desselben nzuschliessen, gleichen Schritt hielt, so kam es, dass er bald an dem wissenschaftlichen eben seiner neuen Heimat nicht nur teilnahm, sondern recht in den Mittelpunkt desselben intrat. Von 1865 an entwickelt sich sein Briefwechsel mit englischen Gelehrten; 1866 steht er ereits in Correspondenz mit den Trägern der Philologie in London, Oxford, Cambridge. In asselbe Jahr fällt schon seine erste grössere englische Veröffentlichung: die Aulularia (s. Anhang). In den Jahren 1868—69 hält er zu London Vorträge über englische Litteratur und eginnt seine Beschäftigung mit Shakespere-Kritik, diesem schwierigsten Werk englischer Philologie. Dabei sind die älteren Gegenstände seines Interesses keineswegs zurückgestellt. Eine Reihe längerer Untersuchungen über Plautus, Terenz, Catull, Tibull, die in deutschen Zeitschriften erschienen (s. Anhang), beweisen dies. Und trotz solcher fruchtbaren Tätigkeit hat er noch Zeit übrig für einen angeregten geselligen Verkehr, zu dem ihm sein Verhältnis zu zwei angesehenen Familien die gern ergriffene Gelegenheit bot. Seine Stellung nahm ihn täglich etwa 6—7 Stunden in Anspruch; die übrige Zeit gehörte ihm um so mehr zu freier Verfügung, als er selbständig wohnte. Die Ferien benutzte er zu wissenschaftlichen Reisen. So finden wir ihn im Sommer 1865 zweimal in London, um eine Plautus-Handschrift zu vergleichen. In demselben Sommer suchte er in York eine von Haupt erwähnte Tibull-Handschrift, überzeugt sich aber, dass dieselbe wohl niemals dort gewesen sei. Im Sommer 1866 collationirte er während der Wochen, die für seine Heimatstadt Frankfurt so verhängnisvoll wurden, in Paris den Tibull. Diesen rastlosen Handschrifteneifer ironisirt er selbst einmal, indem er sich in einem Briefe scherzhaft als *„a manuscript-collating creature called W. W."* unterzeichnet. Im Ganzen atmen die Briefe aus dieser Zeit die heitere Stimmung eines in inhaltreicher, frisch von der Hand gehender Tätigkeit befriedigten Lebens, wenn freilich auch zuweilen *„in our smoky, rainy, nasty Manchester"* die Sehnsucht des Rheinländers nach seiner sonnigen Heimat wach wird.

Mitten in diese Zeit kräftigster Lebensregung fiel der Ablauf seiner contractlich bedungenen dreijährigen Hauslehrerschaft (Frühjahr 1867); und obwohl sein Bleiben noch dringend gewünscht wurde, so war er doch entschlossen, eine selbständigere Stellung zu gewinnen. Aber wo? Sein früherer Direktor, Classen, hatte gleichzeitig mit *Wagner's* Uebergang nach England die Leitung des Hamburger Johanneums übernommen und von Anfang an eine Berufung *Wagner's* an diese Anstalt in's Auge gefasst. Da indess die Berufung eines „Fremden"

damals noch in Hamburg ihre eigentümlichen Schwierigkeiten hatte, so redete er ihm einstweilen zu, in den Preussischen Staatsdienst zu treten und zu diesem Zweck das Preussische Schul-Examen zu machen. Allein zu der ehemaligen Abneigung gegen den „Schulzwang" scheint, nach anderen Briefen aus jener Zeit zu schliessen, noch ein gewisser politischer Groll wegen der Einverleibung Frankfurts gekommen zu sein. Kurz, er entschloss sich, in dem ihm allmälig lieb gewordenen England zu bleiben, nicht ohne dass ihm sein väterlicher Freund sein lebhaftes Bedauern darüber aussprach: „dass auch in Ihnen wieder eine so schöne Kraft dem Vaterlande verloren gehen soll." „Ich hege — schreibt derselbe weiter — seit den Ereignissen des vorigen Jahres grosse Hoffnungen von der Zukunft unseres Vaterlandes, und ich meine, es müsste für einen jungen Mann viel Anziehendes haben, an den ferneren Entwicklungen teilzunehmen und nach Kräften mitzuwirken." Mit solchen Worten suchte er wenigstens für die Zukunft den Gedanken an die Rückkehr in's Vaterland wach zu erhalten. *Wagner* hatte indess seine Augen auf eine Head-Master-Stelle an einer Public School gerichtet und sammelte zum Zweck der Bewerbung nach englischer Sitte „testimonials" von einflussreichen Gelehrten, die zum Teil so ausfielen, dass er in einem Briefe sagt, er sei „beschämt gewesen, sie zu lesen". Da sie uns zeigen, wie *Wagner* nach 2½jährigem Aufenthalt (Dezbr. 1866) in der englischen Gelehrtenwelt Wurzel geschlagen hatte, so heben wir hier zwei Stellen aus denselben hervor. Prof. Munro (Cambridge) schreibt, anknüpfend an die kürzlich erschienene Aulularia: *„This book opens up sources of information on a most important portion of Latin literature, which have hitherto been quite inaccessible to English students unacquainted with German. It will, if I mistake not, greatly extend the knowledge of Latin in this country in a most important direction... During the last six or seven months I have carried on a long and continuous correspondence with Dr. Wagner on questions of common interest to us both, chiefly connected with Latin philology; and have conceived a high opinion of his critical sagacity, and of the extent and accuracy of his knowledge. Nor have I been least struck with his perfect command of the English language...*" Und in einem anderen Zeugnis heisst es: *„... I cannot avoid adding that I have met Dr. Wagner several times in Manchester, and that under circumstances which admitted of close personal intercourse. On these occasions I was very much impressed with the originality and independence of his mind, with his apparent force, combined with great modesty of character and (what is not unworthy of notice, as he is a German) with the remarkable mastery of English idiom and the excellence of his pronunciation.*" Im Ganzen enthält das gedruckte Heftchen 8 Zeugnisse von englischen Gelehrten und eins von O. Jahn (das oben erwähnte von Ritschl kam zu spät an und wurde erst 1869 für eine ähnliche Gelegenheit gedruckt). Trotz solcher Empfehlungen schlug dem „Fremden" die Bewerbung fehl. Und so beschloss er denn im frischen Vertrauen auf seine Kraft, auch ohne feste Stellung nach London überzusiedeln, überzeugt, dass in der grössten Stadt der Welt sich schon ein Platz für ihn finden werde.

Und so geschah es auch. Seit seiner ersten Anwesenheit in London (1865) stand er in Briefwechsel und innigem Freundschaftsverhältnis mit Mr. Horton, damals Vice-Head-Master am University College (= Gymnasium), und durch diesen war er auch in ein näheres Verhältnis zu dem obersten Leiter (Head-Master) jener Schule, Prof. Hewitt Key, der zugleich an der Universität vergleichende Grammatik vortrug, gekommen. Prof. Key war damals mit

der Herausgabe seines grossen lateinischen Lexikons beschäftigt und trug dem 25jährigen *Wagner* die Mitarbeiterschaft an. Da mit dem Unternehmen nicht nur Ehre, sondern auch ein bedingungsloser Vorschuss von jährlich 120 £, abgesehen von dem noch besonders zu erwartenden buchhändlerischen Gewinne, verbunden war, so willigte *Wagner*, nachdem er seine wissenschaftliche Selbständigkeit hinlänglich verklausulirt hatte [1]), ein. Schon im März des folgenden Jahres (1868) löste er indessen selbst die Verbindung in aller Freundschaft wieder auf, weil er seine Selbständigkeit doch nicht hinreichend geachtet sah; denn Mr. Key (wie es in einem Briefe heisst) „*was or assumed to be not so much my partner as rather my superintendent*“. Gleichzeitig mit dieser Beschäftigung leitete er den Unterricht eines jungen Griechen aus einem der besten Häuser der dortigen griechischen Kolonie (Cassavetti). Weiterhin unterrichtete er an einer höheren Schule der Vorstadt Hampstead-Heath, und endlich trug er in einem anderen Institut vor einem erwachsenen Damenpublikum, dass sich aus den obersten Gesellschaftskreisen London's zusammensetzte, Geschichte der deutschen und der englischen Litteratur vor. Als Mitglied zweier gelehrten Gesellschaften in London, der Philological Society und der Shakespere-Society, hielt er auch in deren regelmässigen Versammlungen von Zeit zu Zeit Vorträge, die dann in den „Transactions“ derselben gedruckt wurden. Rechnet man hierzu seine publicistische Tätigkeit für verschiedene Zeitschriften, so erhält man den Eindruck einer vielfachen und angestrengten Beschäftigung, die sich auch in seinen gleichzeitigen Briefen, in der eiligen Handschrift und dem geschäftsmässigen Ton derselben, treu abspiegelt. Ausserdem aber hatte er, durch den Verkehr im Hause Cassavetti angeregt, die Fäden seiner neugriechischen Studien wieder angeknüpft. Diesmal fasste er sie jedoch unter einem höheren Gesichtspunkt auf, indem er, ganz wie er es beim Englischen getan hatte, auf die Geschichte der Sprache zurückging. Dies führte ihn nun auf die mittelgriechischen Sprachdenkmäler. Unter diesem Namen befasst man eine Anzahl aus dem Mittelalter stammender, in der Volkssprache (im Gegensatz zu der archaisirenden Sprache der Mönchspoesie) abgefasster Gedichte und Romane, in welchen die Mittelglieder liegen zwischen der antiken und der modernen Gräcität, und die daher für die Sprachgeschichte von grösster Wichtigkeit sind. Mit dem Hervorsuchen derselben aus dem Staub und der Vergessenheit der Bibliotheken hatte sich bereits eine kleine Anzahl von griechischen, deutschen und französischen Gelehrten beschäftigt. Einem derselben, einem Griechen, begegnete *Wagner* im Hause Cassavetti. Es war D. Bikélas, mit dem er in der Folge den innigsten, durch eine sehr umfangreiche Correspondenz auch äusserlich bezeugten Freundschaftsbund schloss. Von ihm erfuhr er die erste Förderung in diesen Studien. Aber schon 1870 trat er darin selbständig auf mit seinen Medieval Greek Texts (s. Anh.). Mit diesem Schritt ist nun endgültig die dreifache Grundlage für sein späteres Schaffen gewonnen: zu der klassischen Philologie gesellen sich fortan die Forschungen auf dem Gebiet der englischen und auf dem der mittelgriechischen Litteratur. In der ersteren wirkt das Gesetz seiner frühesten Jugendentwicklung noch fort, in den letzteren haben wir die Einwirkung zufälliger Anregungen zu erblicken. Denn wäre *Wagner*, statt nach England, etwa nach Frankreich oder nach Italien verschlagen worden, so würde er ohne

[1]) Der Titel des Buches sollte beide Verfasser nennen und jeder die von ihm bearbeiteten Artikel besonders unterzeichnen.



Zweifel für die Litteraturen dieser Länder das entscheidende Interesse gefasst haben, welches er jetzt der englischen zuwendete; wäre er nicht in London so unmittelbar in die griechische Atmosphäre gerückt worden, so ist fraglich, ob er je wieder die neugriechischen Liebhabereien seiner Schülerzeit mit dieser Energie aufgenommen hätte. In beiden Fällen führte ihn seine Anschlussbedürftigkeit zunächst in das geistige Leben der umgebenden Gegenwart, dann, um den erworbenen Besitz wissenschaftlich sicher zu stellen, zurück auf die Geschichte: dort auf die Elisabetanische Epoche, hier auf das Mittelalter.

Seine philologischen Arbeiten hatten für England die Bedeutung, dass sie die Fortschritte der deutschen Philologie, die namentlich die Schule Ritschl's gebracht hatte, dort allererst bekannt machten. Die Vermittlerrolle, die ihm dadurch zufiel, wurde nicht nur in England (vgl. S. X. die Worte Prof. Munro's), sondern auch von Ritschl selbst wohl gewürdigt. Dieser wünschte schon längst in England festen Fuss zu fassen, wie folgende Stelle aus einem Briefe beweist: „Mit englischen Gelehrten habe ich bis jetzt fast gar keine Verbindung gehabt, auch — trotz mancher Aufmerksamkeiten meinerseits — niemals von dort irgend ein Zeichen der Beachtung und Anerkennung erhalten: im reinsten Gegensatz z. B. zu Frankreich, von dem ich sehr gut weiss, wie ich daselbst angeschrieben stehe." Mit *Wagner* hatte Ritschl von Anfang an in Verbindung gestanden und sich mit allerlei litterarischen Aufträgen an ihn gewendet als einen „praktischen Mann, der viel Verbindungen habe und Rat schaffen könne", auch wo er nicht selbst nachzusehen im Stande sei. Jetzt bat er ihn „im Interesse seines Verlegers" (Teubner), den ersten Band seiner „Opuscula", welcher im Sommer 1867 erschien, einer ausführlichen Besprechung in einer passenden englischen Zeitschrift zu unterwerfen. Um dieselbe Zeit war aus England an ihn „durch dritte Hand" der Antrag gekommen, seinen „Namen und sein consilium herzugeben" für eine umfassende, von deutschen Philologen unter Ritschl's Oberleitung herzustellende Reihe von Klassikerausgaben, in deren (englischen) Anmerkungen die Ergebnisse deutscher Forschung „mit den englischen Gewöhnungen" in Einklang gebracht würden. Dass Ritschl sich in dieser „Frage von primärer Wichtigkeit" vor allem *Wagner's* Meinung erbat, und dass er auf dessen Abraten den ganzen Plan sofort „vollständig und definitiv" aufgab, ist ein Beweis für das starke Zutrauen, das er zu seinem ehemaligen Schüler hegte. *Wagner* lieferte dann die Besprechung der Opuscula in den Verhandlungen der Philologischen Gesellschaft zu des Meisters vollster Zufriedenheit. Und obwohl der beabsichtigte buchhändlerische Erfolg ausblieb, so schickte dieser doch im Sommer 1868 auch den zweiten Band der Opuscula, in welchem sich auch *Wagner* „amiciter angefochten finden werde; er werde das aber ohne Harm lesen, da es ganz aus dem Sinne des ‚amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas' hervorgegangen sei." Dieser zweite Band sollte dennoch die Veranlassung zu dem späteren Zerwürfnis der beiden Männer werden. *Wagner* besprach ihn in den „Transactions". Sei es nun, dass er Bedenken trug, indem er das Buch in die englische Lesewelt einführte, zugleich für die Art der darin geübten Polemik durch Stillschweigen eine gewisse Mitverantwortlichkeit zu übernehmen, oder sei es, dass ihn die schroffe Abfertigung eines Gelehrten, der seine Hochachtung besass, kränkte: kurz, am Schlusse seines Vortrags führte er Klage über den „hochmütigen, unzufriedenen und herrschsüchtigen Ton", mit dem hier Ritschl, einige Schüler und seinen Freund Fleckeisen ausgenommen, seine sämmtlichen Nachfolger in Plautinischer Kritik wie „Schulbuben" behandle, und meinte:

„*a little more tolerance would not disgrace even a Ritschl*". Nachdem er sodann, um jedes Missverständnis auszuschliessen, seiner persönlichen Verehrung und Dankbarkeit gegen Ritschl beredten Ausdruck gegeben („*I shall never cease to admire Ritschl as a scholar and a teacher* [1])", wozu die auf S. VII. angeführten Worte zu ziehen sind), sagt er zum Schluss: „*I venture to say that his writings present a faithful picture of the man, of his good sides and his faults. The first every one will feel obliged to admire and respect; but the second can be pardoned and overlooked only by those who have cause to love the man and cherish his memory.*" Die Wahrheit dieser Worte wurde auch von ihren Tadlern nicht bestritten, nur ihre „Rücksichtslosigkeit" bedauert. In der Tat schiesst der Kritiker mit denselben über sein Ziel hinaus. Er vermischt mit dem Schriftsteller, den er vor sich hat, den Menschen, und führt, was er an jenem auszusetzen findet, auf fehlerhafte Eigenschaften des letzteren zurück. Im mündlichen Vortrag mochten die Worte ohne Anstand ihre Stelle finden, aber sie auch im Druck für jedermanns Kenntnisnahme stehen zu lassen, war mindestens unklug. Wie wenig er an einen Angriff auf Ritschl gedacht hatte, geht am besten aus der Tatsache hervor, dass er diesem den gedruckten Vortrag selbst zuschickte. Er lebte eben noch der naiven Zuversicht, dass, was wahr sei, auch erlaubt sein müsse zu sagen, ohne zu wissen, dass diese Meinung in der sublunarischen Welt überhaupt als Sonderlingsmeinung gilt. Ritschl's Zorn liess denn auch nicht auf sich warten. Er hat, was hier versehen worden war, später auf einem ganz anderen Gebiet heimgezahlt. Als *Wagner* in der Folge in Marburg und dann in Graz (1875) auf der Wahl für eine philologische Professur stand, hat ihm das Gutachten des Geheimen Rates Ritschl, ohne dessen Rat damals kein philologischer Lehrstuhl in Deutschland besetzt wurde, den Weg zu dieser eigentlichsten Stätte seiner Wirksamkeit versperrt. Dass Ritschl persönlich grollte, ist zu verstehen; dass er aber seine Rache auf einem völlig entlegenen Gebiete nahm, war wenigstens nicht ritterlich. Die „amica veritas" erkennt auch am Gegner — und *Wagner* ist niemals Ritschl's Gegner oder Feind gewesen — die Tüchtigkeit an und wünscht, dass sie ihre Wirkungen für die Welt entfalte. Wegen dieser Angelegenheit sowohl als wegen einiger gegen andere deutsche Gelehrte gerichteten, in jugendlicher Keckheit unternommenen Angriffe scheint sich übrigens *Wagner* in einem Briefe an Classen zu seiner Verteidigung auf die Gepflogenheiten philologischer Polemik überhaupt berufen zu haben. Läge dieser Brief vor, so würde sich ermessen lassen, wie weit jene Angriffe eine Nachwirkung gerade der bei Ritschl durchgemachten Schule waren, und in wie weit insbesondere sein Auftreten gegenüber den Opuscula als eine Tat der Selbstbefreiung von den polemischen Gewohnheiten der Schule aufzufassen ist.

Mittlerweile hatte *Wagner* seinem Leben eine neue Wendung gegeben durch seine Verheiratung mit Hannah geb. Trowsdale, Tochter des (inzwischen verstorbenen) Mr. J. Trowsdale Esqu. zu Whitby (Yorkshire). Dies war schon im Januar 1868 geschehen. *Wagner's* Einnahmequellen flossen damals so reichlich, dass er mit seiner jungen Frau in London nicht nur sehr gemächlich leben, sondern auch eine grössere Geselligkeit pflegen konnte, wie es seiner Neigung und den ausgebreiteten Beziehungen, die er unterhielt, entsprach. Aber diese Einnahmequellen waren unsicher. Bei aller selbstvertrauenden Kraft, die ihn

[1]) „als Gelehrten und als Lehrer".

beseelte, musste sein Bestreben auf eine gesicherte Existenz gerichtet sein. Besonders musste ihm das vor Augen treten, als ihm im Jahre 1869 ein Sohn geboren wurde; noch mehr, als ihm sein Vater bei einem Besuch in London gerade heraus sagte, dass er bei seiner dermaligen aufreibenden Tätigkeit nicht 40 Jahre alt werden würde. Diese Erwägungen legten ihm zunächst den Gedanken an eine Rückkehr und Anstellung in Deutschland nahe, und er gab demselben in einem Briefe an seinen väterlichen Freund Classen in Hamburg Ausdruck. Gerade damals — zu Ostern 1869 — sollten nun durch den Rücktritt der verdienten Professoren Müller und Ullrich am Hamburger Johanneum grössere Veränderungen hervorgerufen werden: zwei neue Oberlehrerstellen sollten errichtet, dafür eine Professur eingezogen werden. Für eine jener beiden Stellen wünschte Classen seinen ehemaligen Schüler zu gewinnen, um auf seine Schultern „einen Teil der Arbeit, die ihm in seinen höheren Jahren zuweilen recht schwer werde", abzuladen. Es war nicht überflüssig, dass er ihn dabei auf die Veränderung aufmerksam machte, mit welcher der Uebertritt an eine Schule deutschen Systems für ihn verbunden sein werde: der freie Gelehrte müsse den besten Teil seiner Kraft der Schule widmen, die sogar noch einen grossen Teil der häuslichen Zeit in Anspruch nehme; zum Lehren gehöre die Handhabung einer festen Disciplin; ja, auch von Seiten seiner körperlichen Gesundheit möge er sich prüfen, denn: „Sie wissen, unser Beruf erfordert Kraft des Körpers und des Geistes". Und dafür bot die Stelle ein Gehalt, von dem nicht verhehlt wurde, dass es im teuren Hamburg zur Existenz einer Familie nicht ausreiche! An diesem Punkte scheiterte die fast beendete Verhandlung; *Wagner* lehnte ab, weil er wieder einmal von einer naiven Ansicht ausging, die in dieser Welt nur mit Einschränkung gilt: dass nämlich der Arbeiter seines Lohnes wert sei, zum Lohn aber die Existenzmöglichkeit gehöre. Eine andere Aussicht mag dabei mitgewirkt haben, denn wir finden *Wagner* im Jahre 1869 als Bewerber um die „Examinership in classics" an der Londoner Universität. Allein auch diese Hoffnung schlug ihm trotz der glänzendsten Zeugnisse hervorragender englischer Gelehrten fehl und belehrte ihn, dass in England ihm, bei aller Anerkennung seiner Verdienste um die englische Philologie, doch immer das *„he is a foreigner"* [1]) im Wege stehen würde. Jetzt zeigte sich, dass er durch sein langes Privatisiren in eine missliche Lage gekommen war: um als Anfänger aufzutreten, war er zu weit vorgeschritten, und bei höheren Stellen fand er überall Mitbewerber von älteren Rechten. Diese Einsicht war es wohl, die ihn bestimmte, einen zweiten Ruf nach Hamburg, obwohl derselbe unter weit ungünstigeren Bedingungen an ihn gelangte, anzunehmen. Als Lehrer des Englischen, der nur nebenbei auf philologischen Unterricht in den Oberklassen rechnen konnte, trat er zu Ostern 1870 in die dritte Gehaltsklasse an unserem Johanneum ein.

Sein Anfang in Hamburg war nicht ermutigend. Die Auflösung seines Hausstandes in London hatte schon grosse Opfer gefordert; Unglück in der Wahl seiner ersten hiesigen Wohnung brachte neue Verluste. Gleich im Sommer 1870 starb in Bockenheim sein Vater; die Ordnung der Familienverhältnisse machte seine öftere Anwesenheit in Frankfurt notwendig,

---

1) „But he is a foreigner" ist ein Einwurf, den Prof. Key in einem testimonial von 1866 ausführlich entkräftet.

und so knüpfte sich an den Schmerz die ganze Unruhe, wie sie mit solchen Angelegenheiten verbunden zu sein pflegt. Dazu hatte er jetzt bei einem anerkannt unzureichenden Gehalt das durchzukosten, was man das Recht des deutschen Beamten und des deutschen Gelehrten insbesondere nennen kann: den Kampf mit der Unzulänglichkeit der äusseren Verhältnisse. Um leben zu können, war er wieder auf seine besondere Arbeitskraft angewiesen. Unterricht an verschiedenen Schulen, Vorträge über englische Litteratur, eine ausserordentlich fruchtbare Schriftstellerei mussten seinen amtlichen Einkünften zu Hülfe kommen. Es konnte nicht ausbleiben, dass bei dieser aufreibenden Tätigkeit, welche über die der Londoner Jahre noch hinausging, seine Gesundheit litt. Dies stieg auf einen bedenklichen Grad, als sich noch der Schmerz über einen herben Verlust, der ihn in seinem häuslichen Leben traf, hinzugesellte. Im Jahr 1871 wurde ihm ein zweiter Sohn geboren, dessen glückliche körperliche und geistige Entwicklung die Freude der Eltern ausmachte. Aber schon 1873 starb das Kind nach dreimonatlicher Krankheit, und der Schmerz darüber wirkte auf *Wagner's* ohnedies angegriffene Gesundheit so nachhaltig ein, dass er im folgenden Sommer für eine längere Badereise beurlaubt werden musste. Die körperliche Missstimmung hatte sich in einem Magenleiden zusammengefasst, und er suchte in Karlsbad Heilung. Die Kur war vom besten Erfolg begleitet; denn abgesehen von kleineren Störungen, ist seine Gesundheit späterhin, bis an seinen frühen Tod, nicht mehr ernstlich in Frage gestellt worden. Was ihn dann und wann noch plagte, war die Ueberarbeitung des Gelehrten, die jedoch durch einige Schonung stets leicht und schnell überwunden wurde; im Allgemeinen entsprach sein körperliches Befinden der grossen geistigen Frische, die ihm eigen war. Glücklicherweise wurde er auch in seinen amtlichen Verhältnissen nicht allzu lange in seiner Anfängerstellung zurückgehalten. Schon Ostern 1872 konnte er zum Oberlehrer, Ostern 1874 zum Professor befördert werden. Zum Zweck der letzteren Beförderung musste man die im Jahre 1869 eingezogene fünfte Professur wieder herstellen, und man entschloss sich dazu um so schneller, als ein Ruf in eine philologische Professur des Magdeburger Klosters, mit welchem ein Candidaten-Seminar akademischen Charakters verbunden ist, ihn von hier zu entführen drohte. Einen Ruf auf den Lehrstuhl der neueren Sprachen in München schlug er aus; und so blieb er uns, Dank der Gegnerschaft Ritschl's, welche ihn anderwärts, wie schon erwähnt, nicht aufkommen liess, dauernd erhalten. Sein Leben war damit in stille, vorgezeichnete Bahnen eingelenkt, und daher sind es weniger äussere Ereignisse als die Tüchtigkeit seines Wirkens, die fortan unsere Aufmerksamkeit beansprucht.

Was vor allem seine Wirksamkeit als Lehrer betrifft, so ist zur Beurteilung derselben der Unterschied zwischen dem Gelehrten als solchem und dem Gelehrten als Schulmann festzuhalten. Die Aufgabe des ersteren ist, sich selbst zu entwickeln und den Inhalt seines Bewusstseins lediglich in der ihm adaequaten Form auszusprechen. Der letztere muss seine Aeusserungen einer fremden, unentwickelten Fassungskraft anbequemen und zugleich die Aneignung dessen, was er darbietet, durch berechnete Einwirkung hervorzurufen, nötigenfalls zu erzwingen wissen. Hierzu gehört die Disziplin, die beim Klassenunterricht zum Zweck gleichmässiger Förderung einer grösseren Anzahl unentbehrlich ist. Sie ist nicht Sache der blossen angebornen Energie, sondern sie beruht auf dem Zusammenwirken von Energie, Geschick und Erfahrung. An den beiden ersteren fehlte es *Wagner* durchaus nicht, wohl

aber ermangelte er, als er bei uns zum ersten Mal als Lehrender in eine deutsche Schule eintrat, der letzteren. Seine Tätigkeit an englischen Schulen konnte ebenso wenig wie seine Tätigkeit als Hauslehrer als eine Vorbereitung hierfür gelten. Für ihn bestand damals Lehren in der Selbstmitteilung des Gelehrten und war von der Schriftstellerei wesentlich nur durch die mündliche Form unterschieden. Noch später äusserte er sich selbst einmal darüber etwa so: „ihm fehlten die kleinen Mittel der Disziplin; er müsse wirken durch die immanente Schwerkraft seines Vortrags und sich dabei auf das Vorhandensein der allgemeinen Disziplin verlassen können". Diese allgemeine Disziplin beruht auf dem einträchtigen Zusammenwirken aller zur gegenseitigen Mitarbeit Berufenen. Es mag nun wahr sein, dass *Wagner*, der ja bei mangelnder Schulpraxis einen sicheren Massstab für den Durchschnitt der Schüler-Fassungskraft nicht haben konnte, der selbst als Schüler das Ausserordentlichste geleistet hatte, anfangs sein Publikum überschätzte und darum von abstracten Gesichtspunkten aus die Anforderungen zu hoch stellte. Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, dass seinem Wunsche zu lehren der Wunsch zu lernen in den Schülern der damaligen Oberklassen unseres Johanneums keineswegs entsprach. Ja, es darf auch nicht verschwiegen werden, dass es von manchen Seiten sehr an dem einträchtigen Zusammenwirken, auf dem die allgemeine Disziplin sich erbaut, fehlte. Diese ablehnende Stimmung ihm gegenüber rührte daher, dass er von manchen Seiten ausgesprochenermassen als „Fremder" und folglich als an unserem Johanneum nicht existenzberechtigt angesehen wurde, woraus dann weiter folgte, dass man sich zur Unterstützung oder Erleichterung seiner Wirksamkeit nicht eben aufgelegt fühlte. Unter diesen erschwerenden Einflüssen gestalteten sich die ersten Jahre seines hiesigen Wirkens nicht nach allen Seiten für ihn erfreulich. Erst als dieselben entweder gebrochen oder nicht mehr auf der Schule vorhanden waren, als *Wagner* sich in einem Kreise von Mitarbeitern befand, welche freudig und willig ihre Tätigkeit mit der seinigen zu einträchtiger Ergänzung zusammenschlossen, da entfaltete er mit wunderbarer Schnelligkeit sein Talent, und auch ohne die treibenden „kleinen" Mittel wusste er durch die blosse Zugkraft seiner Mitteilungsweise auf seine Schüler den nachhaltigsten Einfluss zu üben. Denn nun, wo keine künstlichen Hemmungen mehr im Wege standen, konnte sich der bedeutende Gehalt seiner Persönlichkeit und die Gabe fesselnder und anschaulicher Darstellung, die ihm in so hohem Masse eigen war, ungehindert entfalten, und es müsste doch eine wunderbare Jugend sein, die dagegen unempfänglich geblieben wäre. In dieser Zeit hat er auch seinen Beruf mehr und mehr lieb gewonnen. Während er noch im Jahre 1875, in einer Art Verzweiflung über die Einflüsse, die ihm das Leben sauer machten, sich in Berlin für den einst so gemiedenen Preussischen Schuldienst anbot, war ihm später der Gedanke, in dem ihm sonst lieb gewordenen Hamburg dereinst nach vollbrachtem Lebenswerk sein *„otium cum dignitate"* zu verleben, nicht selten eine angenehme Beschäftigung seiner Phantasie. Dass ihm eine akademische Tätigkeit nicht immer noch als das Ideal seiner Wünsche vorschwebte, soll damit nicht gesagt sein; auch er empfand die Beschäftigung mit dem Kleinen, Unzulänglichen, für die eigne Entwicklung Unfruchtbaren, wie es in Gestalt von Correcturen u. dgl. tief in die häusliche Zeit eingreift und an die Selbstlosigkeit des Lehrers höhere Anforderungen stellt als an die irgend einer anderen Berufsart, als etwas Drückendes, und er hat im Vorwort zu seinem „Alphabet der Liebe" darüber Klage geführt. Aber der Verzicht darauf, der im Jahre 1877

noch einmal an ihn herantrat, als er unter den Nachfolgern für den verstorbenen Ritschl in Leipzig auf der Wahl stand, hatte nicht mehr das Schmerzliche für ihn. Fortan blieb er der unsrige, wie durch das äussere Band des Amtes, so durch innere Neigung.

Ausserhalb der Schule, die an sich schon einen Mann voll in Anspruch nimmt, entfaltete *Wagner* von vorn herein eine Arbeitskraft, die seine Mitarbeiter in Erstaunen setzte. Gerade in die Hamburger Jahre, die an freier Musse die wenigst reichen seines Lebens waren, fallen seine zahlreichsten und wichtigsten Veröffentlichungen. Und zwar zeigen sie uns ihn in allen drei Hauptrichtungen seines Schaffens zugleich tätig, wie wenn sein Geist aus dieser Vielfachheit gleichzeitiger Beschäftigung erst die volle Spannkraft gewänne. Es beseelte ihn ein fieberhafter Arbeitsdrang, der ihn auch seine Erholung in einer geistigen Beschäftigung suchen liess, die mancher Andere Arbeit nennen würde. Alles, was er dachte und trieb, fühlte er sich gedrungen äusserlich zu gestalten: Produziren war ihm nach seinem eignen Worte eine Notwendigkeit. Dabei formten sich ihm die Gedanken äusserst leicht und flossen ihm in die Feder, sodass ihm denken, sprechen und schreiben eins war. Darin zeigt sich der geborne Schriftsteller. Als solchem kam ihm sein treues Gedächtnis, das ihm Alles, was er einmal getrieben, als immer gegenwärtigen Besitz zur Verfügung hielt, ebenso zu statten wie der Umstand, dass er seiner Arbeitskraft stets gewiss sein konnte. Beides überhob ihn der Notwendigkeit, seine Arbeiten aus langer Hand schriftlich vorzubereiten, um nachher das Ganze aus den Teilen zusammenzusetzen. Zur Feder griff er immer erst, wenn er unmittelbar für den Druck arbeitete, den Stoff machte er vorher im Geiste fertig. Daraus erklärt es sich, dass, obwohl so viele unvollendete Pläne mit ihm ins Grab gesunken sind, er doch keine angefangenen Manuscripte hinterlassen hat. Seine Vorbereitung bestand in der sorgfältigen Notirung von Varianten und Conjecturen in seinen durchschossenen Handexemplaren. Während dieser Tätigkeit, die bei seiner vielseitigen Lektüre nicht anders als mit grossen Unterbrechungen vor sich ging, stellte sich in seinem Geist allmälig ein Bild des Ganzen fest, wie es werden sollte, und dann konnte er zu beliebiger Zeit das Werk aus sich heraussetzen. Denn seine Verbesserungen beruhten nicht auf Herumarbeiten am Einzelnen, sondern gingen aus einer Gesammtanschauung und tief innerlichen Erfassung der Individualität seines Autors hervor. Die Herausgabe fremder Geisteswerke, worin *Wagner's* Arbeiten meist bestanden, gaben ihm zum selbständigen Produziren weniger Gelegenheit. Diese suchte er darum in den beigefügten Einleitungen, in welchen er Nachrichten gibt über Leben seiner Schriftsteller, über ihr Verhältnis zu ihrer und unserer Zeit, über Art und Bedeutung ihres Schaffens. Hier hat er, wo es der Gegenstand zuliess, oft einen Ton angeschlagen, durch den der zünftige Gelehrte sich zu wahrer Popularität erhebt: im Inhalt gründlich, in der Form verständlich und voll frischer Farbe. Ein Schmuckstück in dieser Beziehung ist die Einleitung zu seinem „Doctor Faustus“ von Marlowe. Diese Einleitungen sind daher selbständige Bestandteile seiner Werke und müssen bei Würdigung seiner schriftstellerischen Persönlichkeit besonders in Betracht gezogen werden. In ihnen lässt er seine Individualität ebenso mit voller Kraft hervortreten, wie er sie bei einer anderen Gattung von Arbeiten, seinen Uebersetzungen, geflissentlich zurückhielt. Hier hatte er den Grundsatz: der Uebersetzer müsse nicht nur im Allgemeinen correct,

sondern auch so übersetzen, dass er die Eigentümlichkeit seines Autors bis auf den sprachlichen Ausdruck im fremden Idiom wiedergebe: denn Inhalt und sprachliche Form schienen ihm notwendig zusammen zu gehören. Dieser Respect vor der Invidualität machte ihn zuweilen allzu conservativ und hat dadurch nicht selten der Lesbarkeit Eintrag getan, am nächsten ist er seinem Ideal wohl gekommen in „Lukis Laras“, der anmutigen Erzählung seines Freundes Bikélas. Im Uebrigen teilte er über die „Uebersetzungsseuche“, sofern sie Wertloses herausgreift und Wertvolles durch Mangel an Sprachkenntnis verdirbt, die neuerdings von Ed. Engel ausgesprochenen Ansichten. Uebersetzen hiess ihm zwischen zwei Völkern geistig vermitteln. Welchen Wert er auf diese Kunst legte, geht daraus hervor, dass es zu seinen „Erholungen“ gehörte, sich in ihr schriftlich zu üben. Eine Anzahl von solchen Uebungen, die sich mit Shaftesbury und Voltaire beschäftigen, liegen noch im Manuscript vor. Seine Uebersetzertätigkeit bewegte sich übrigens meist zwischen deutschen und englischen Werken, wie er denn überhaupt von Anfang an eine gewisse litterarische Vermittlerrolle zwischen diesen beiden Ländern hatte. Zu dieser gehören auch seine kleinen Arbeiten für die „Pitt Press Series“, die in Cambridge erscheinen und für die er ausgewählte Bruchstücke aus deutschen Classikern mit englischen Anmerkungen zum Gebrauch beim Schulunterricht im Deutschen lieferte. Wissenschaftlichen Wert beanspruchen diese Erzeugnisse des Ueberschusses seiner Arbeitskraft natürlich nicht. Da sie aber den dortigen Bedürfnissen genau angepasst sind und in Folge davon sich allgemeiner Einführung erfreuen, so sind sie ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Verbreitung der Kenntnis deutschen Wesens jenseit des Kanals geworden. Ueberhaupt ist der grössere Teil seines schriftstellerischen Wirkens England zugewendet, wo er die Jahre der grössten Entwicklungsfähigkeit verlebt, die meisten Verbindungen mit Gelehrten angeknüpft, und wo seine selbständige Schriftsteller-Laufbahn ihren Anfang genommen hatte. Drüben wusste man denn auch einen so rüstigen Arbeiter zu schätzen: das zeigte sich in der überaus herzlichen und ehrenvollen Weise, wie man ihn im Frühjahr 1878, als er die Bibliotheken von London und Cambridge besuchte, dort aufnahm und feierte. Es war ein nachhaltig erfrischender Eindruck, den er von dort zurückbrachte.

Die Gegenstände seiner schriftstellerischen Tätigkeit sind bei seinem lebendigen Productionsdrang fast so mannichfaltig, wie die seines Wissens. Sie beweisen den gewaltigen Umfang seines Geistes, der eine Mehrheit von Arbeitsgebieten beherrschte, deren jedes für sich zur Begründung eines wissenschaftlichen Ruhmes ausreichte. Wie sicher er sich in der Beherrschung der sprachlichen Seite derselben fühlte, kann daraus entnommen werden, dass er zeitweilig einer lexikalischen Bearbeitung eines jeden derselben näher getreten ist. Seine Mitarbeiterschaft an dem Key'schen Lexikon wurde schon erwähnt; im Jahre 1878 hatte er die Bearbeitung des deutsch-englischen Teils des Dictionaires von Lucas bereits in Angriff genommen, als der Augenarzt sein Veto einlegte; ein Lexikon der mittelgriechischen Volkssprache war wenigstens verheissen. Diese Bereicherung und Erweiterung seines geistigen Gesichtskreises wurde von manchen zünftigen Philologen als Abfall vom Idealismus der Wissenschaft und als eine Art von Dilettantismus angesehen, als wenn Gründlichkeit nur mit der Beschränkung auf ein enges und engstes Feld bestehen könnte. Denn die Zunft ist

überall stolz und unduldsam und gestattet nicht, dass der Jünger über ihre Grenzen hinauswachse. Aber der Schüler Classen's, Boeckh's, Jahn's hatte gelernt, die Philologie nicht bloss um ihrer selbst willen als eine mühsame Pflichtarbeit zu treiben, sondern sie als Mittel einem höheren Gesichtspunkt unterzuordnen, um durch sie dem Altertum die Elemente des Schönen und Edlen abzugewinnen und diese mit Hülfe seiner meisterhaften Technik in neuer Zubereitung auch Anderen zur weiteren Aneignung darzubieten. Allein das Schöne und Edle ist nicht ausschliesslicher Besitz des Altertums: wo er es fand oder vermutete, da ergriff oder suchte er es, und wo er es der Arbeit bedürftig sah, da setzte er den „Schweiss des Edlen“ ein. So wurden ihm Marlowe und Shakespere neben Plautus und Terenz gleich würdige Gegenstände seiner Arbeit. Während der bloss schulmässige Gelehrte fertig ist, sobald er den überlieferten Kreis der Schule ausfüllt, bewirkte bei ihm jene Anregungsfähigkeit eine beständige Weiterentwicklung, die für die zünftige Schule vielleicht Verlust, für ihn selbst und für weitere Kreise Gewinn war. Denn darin offenbart sich gerade die eigenartige Kraft seines Geistes, dass bei ihm die grösste Ausdehnung in die Breite mit dem sicheren Eindringen in die Tiefe Hand in Hand ging. In dieser Beziehung hat zu allen Zeiten von ihm gegolten, was Classen dem 19 jährigen Studenten nach Berlin schreibt: „Wenn ich bei einem Anderen besorgen könnte, dass die Mannichfaltigkeit der Sie beschäftigenden Arbeiten die Concentration erschweren möchte, so traue ich Ihnen Kraft und Klarheit des Geistes genug zu, um auch ein ungewöhnlich grosses Mass zu bewältigen.“ Und so stand er auf jedem seiner Arbeitsfelder in der vordersten Reihe der Arbeiter [1]). Es ist wahr, bei geteilter Tätigkeit konnte jedes einzelne Feld nicht in demselben Umfang angebaut werden, als wenn er ihm seine ganze Kraft gewidmet hätte. So ist besonders seine im Jahre 1871 versprochene vollständige Plautus-Ausgabe ins Stocken geraten, weil er inzwischen anderen schriftstellerischen Anregungen nachgegangen war. Allein auch hierin scheint sich ein Gesetz seines Geistes zu offenbaren. Er arbeitete stets auf mehreren Gebieten und an mehreren Werken zugleich; im Wechsel der Anstrengung lag für ihn eine Erholung. Sein treues Gedächtnis aber befähigte ihn, eine begonnene Arbeit jahrelang zurückzustellen, weil er sicher war, dass er zu beliebiger Zeit sie wieder aufnehmen und fortführen konnte, als hätte er sie gestern erst aus der Hand gelegt. Sein letztes Werk, über dem er gestorben ist, war die kritische Gesammtausgabe der Dramen Shakespere's. Er suchte damit einen vorläufigen Abschluss seiner Forschungen auf diesem Gebiet, um sich den Rücken frei zu machen für umfassendere mittelgriechische Arbeiten, zu denen es ihn drängte. Doch ist sicher bezeugt, dass er gerade in der letzten Zeit auch an die Fortführung jener Plautus-Ausgabe dachte: sie würde ihn wahrscheinlich gleichzeitig mit der Ausarbeitung seiner italienischen Funde beschäftigt haben.

---

[1]) „Er war bester Kenner Shakespere's, des dämonischen Dichters In der grossen Bewegung, die in den letzten Jahren in Betreff unserer mittelalterlichen Poesie beobachtet wird, können wir kühn behaupten, dass *Wagner* den Reigen führte (*δυνάμεθα θαρρούντως νὰ εἴπωμεν ὅτι προεστάτει ὁ Βάγνερ*)“ — heisst es in dem Nachruf seines Freundes Lampros, der im *Παρνασσός* (p. 331—334) vom 30. April 1880 erschien.

Inzwischen hatte nämlich sein wissenschaftliches Interesse angefangen, sich mehr und mehr auf jene mittelgriechischen Forschungen zu concentriren. Sie führten ihn 1875 zum dritten Male nach Paris (wo er mittlerweile auch im Sommer 1869 gewesen war), und sie veranlassten die oben erwähnte Reise nach England im Frühjahr 1878. Nachdem er an beiden Orten seine Ernte gehalten hatte, blieb sein Lieblingswunsch ein halbjähriger Winterurlaub, um zu demselben Zweck die italienischen Bibliotheken zu durchsuchen, von denen er wusste, dass sie besonders reiche Schätze bewahrten. Mehrere Jahre hindurch stellten sich bei den bedrängten Verhältnissen unseres Johanneums, die in der starken Zunahme der Schülerzahl und in der dadurch bedingten Arbeitsfülle ihren Grund hatten, unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Endlich — im Herbst 1879 — konnte an die Erfüllung gedacht werden. Der erbetene Urlaub wurde gewährt. Versehen mit einer zahlreichen Reisebibliothek, die den ernsten Willen bekundete, in Italien noch Anderes zu suchen und zu sehen, als Pergamente und Bibliothekenstaub, reiste er am 3. October zunächst nach Frankfurt und München. Sein Weg führte ihn dann über den Brenner und über Verona nach Mailand (16. —27. October), von dort zu längerem Aufenthalt (27. October—4. December) nach Venedig, wo er in einem auserlesenen Kreise von Deutschen, Italienern, Griechen und Engländern genussreiche Wochen zubrachte; dann über Padua nach Bologna (5.—13. December), nach Florenz (13. December—1. Januar 1880), von da über Pisa, Siena, Orvieto nach Rom (4. Januar —11. Februar), endlich nach Neapel. Hier hat er sich vom 11. Februar an dauernd aufgehalten und — andere Ausflüge abgerechnet — nur vom 1.—7. März einen längeren Ausflug nach Paestum gemacht, von wo er über Salerno, Sorrento, Pompeji wieder nach Neapel zurückkehrte. Seine Reise war von sehr ungünstigen Witterungsverhältnissen begleitet, denn der Winter 1879/80 führte auch im Süden ein strenges Regiment. In die feuchtkalten Bibliothekssäle, die ungeheizten Gasthöfe konnte sich der an bequeme Heizvorrichtungen gewöhnte Nordländer nur schwer finden. Nichts desto weniger arbeitete er von Ort zu Ort mit eisernem Fleiss und bekannter Ausdauer. In doppelte, ja dreifache Kleidung gehüllt, brachte er seine Vormittage bis Nachmittags 2 oder 3 Uhr auf den Bibliotheken zu. Der Rest des Tages blieb dem Studium dessen, was Italien sonst noch an edlen Anregungen bietet, gewidmet, und er hat es vermocht, wie sein Notizbuch und der zerlesene Zustand seiner Reisebibliothek beweist, in diesen kurzen Stunden, nach den Anstrengungen des Tages, dies Alles durchzukosten. Das ist um so bewundernswürdiger, wenn man hinzu nimmt, dass er zugleich bedacht war, sich die Sprache zu vollendetem Gebrauch anzueignen — schon in Venedig konnte er in seinem vielsprachigen Kreise mit jedem in seiner Muttersprache reden — und dass er sich nebenher auch noch einer ziemlich umfangreichen italienischen Lektüre befleissigte. Nur ein Geist, wie der seine, konnte dabei seine Frische und Spannkraft bewahren. In wissenschaftlicher Beziehung liessen seine Briefe auf eine überraschend reiche Ausbeute schliessen. Aber aus diesen Briefen sprach auch ein Geist, der sich im Anschauen des klassischen und modernen Italiens in Kunst und Natur, in Leben und Gesellschaft erquickte und innerlich erneuerte, und gerade von der Nachwirkung dieser stilleren Tätigkeit seines Geistes durften sich seine Freunde und seine Schüler für die Folgezeit das Höchste versprechen. Rom, Pompeji, Paestum: wie mussten sie auf den Philologen wirken, der diese Trümmer verstand, dem sie sich verjüngten und bevölkerten,

der tausendjähriges weltgeschichtliches Leben aus ihnen las [1])! Am 26. Februar 1880 war seine Arbeit auf der Bibliothek zu Neapel abgeschlossen und damit sein Reisezweck im Wesentlichen erreicht. Nachdem er von jenem Ausflug nach Paestum zurückgekehrt war, blieb ihm noch ein Abstecher nach dem Kloster von Grottaferrata übrig, wo, wie er wusste, sich eine Handschrift befand, deren gemeinsame Herausgabe mit Prof. Meyer in Turin bereits verabredet war. Wegen ungünstiger Witterung verzögerte sich der Abgang dorthin, und dies sollte ihm verderblich werden. Er hatte sich bisher stets guter Gesundheit erfreut, doch war die übermässige Tätigkeit insofern nicht ohne Einfluss geblieben, als er schon in einem Zustand nervöser Ueberreizung in Neapel anlangte. Er wohnte hier in der unteren Stadt im Hôtel del Globo. Absichtlich hatte er den einheimischen Gasthof aufgesucht, weil er in Italien italienisch und mit Italienern leben wollte. Aber es war schon die Zeit, wo jene Stadt für den Fremden gefährlich wird. Eine Erkältung trat ein, die ihn, obwohl der zugezogene italienische Arzt sie für absolut unbedeutend erklärte, doch vom 10. März ab an's Zimmer fesselte. Jetzt würde ihn eine Uebersiedelung nach Sorrento wohl noch gerettet haben, allein die Geringfügigkeit der Sache hielt diesen Gedanken fern. Als nach einer Woche noch keine Besserung eingetreten war, liess er sich am 18. März in das internationale Krankenhaus zu Neapel aufnehmen, wo er die beste Pflege und treueste Fürsorge in deutschen Händen erwartete und fand. Hier wurde sofort katarrhalische Lungenentzündung festgestellt; doch hoffte man, nach 14 Tagen den Patienten in die stärkende Bergluft von Puzzuoli entlassen zu können. Dann sollte auch seine Frau zu seiner weiteren Pflege herbeieilen. Der Verlauf der Krankheit, obwohl er sich verzögerte, schien doch normal, sodass der Patient am 8. April auf seinen dringenden Wunsch in einem sogenannten Bettstuhl sitzen und nach Hause schreiben durfte. Schon konnte nach eingehender Untersuchung die Krankheit als gehoben und die Entlassung des Kranken als bevorstehend betrachtet

[1]) Vgl. z. B., um nur Eins herauszugreifen, folgende Stelle aus einem Briefe: „Das ist ja ganz schön und gut, wenn man in der Prima einen Plan des alten Rom hängen hat und bei Gelegenheit des ‚Ibam forte via sacra‘ seinen Primanern mit topographischen Notizen über Rom aufwartet — aber die Sache macht sich doch ganz anders, wenn man an Ort und Stelle ist und sich durch Autopsie orientirt. Als ich neulich auf dem Palatinus stand und nach dem Circus Maximus hinunter sah, ward mir die Horazische Stelle erst ganz lebendig, wo es heisst, dass das Volk den Mäcenas beim Erscheinen im Theater mit solchem Klatschen empfangen habe, dass die Vaticani montis imago es zurückhallte. Der Vaticanus lag ja deutlich vor mir, und ich konnte mir die Scene vergegenwärtigen!" u. s. w. Den Eindruck von Paestum gibt folgendes, einer Postkarte vom 1. März entnommene Epigramm wieder:

„Einsam ragen und still empor die griechischen Tempel,
Goldig umspielet der Strahl wärmender Sonne den Bau.
Fernhin blauet das Meer — noch stehen die ewigen Berge,
Denen zu Füssen dereinst lag die geschäftige Stadt.
Alles ist tot. Ringsum nur fiebergeschüttelte Menschen,
Bettler und kümmerlich Volk, welches den Fremden verfolgt.
Alles ist tot — doch schau: als Zeuge des Lebens der Neuzeit
Schwingt der elektrische Draht leicht an dem Tempel sich hin".

werden; nur ein gewisser anhaltender, wenn auch leichter Fieberzustand blieb unerklärlich. Da schlug plötzlich das Wetter um, ein stürmischer Nord rüttelte die undichten Fenster, und fröstelnd suchte der Kranke sein Bett: ein Rückfall war eingetreten, der schlimmer und schlimmer wurde. Jetzt kamen bange Tage für die Freunde daheim, bangere für die Gattin, die voll Ungeduld und böser Ahnung auf den Ruf wartete, der ihr gestatten würde, zur Pflege ihres Mannes hinzueilen. Der Ruf kam nur zu bald. Am 12. trat Typhus in heftigster Gestalt unter starker Blutung auf. Telegraphisch benachrichtigt, eilte Frau *Wagner* in Begleitung von dessen langjährigem treuen Freunde, Herrn Menke, in ununterbrochener Eisenbahnfahrt nach dem Süden. Aber diese Fahrt erforderte sechs Tage. Die Reisenden waren noch nicht über die deutsche Grenze hinaus, da wusste man hier schon, dass sie nicht einen Kranken zu pflegen, sondern einen Toten zu bestatten finden würden. Am 15. April, Abends 10 Uhr, hatte eine Herzlähmung sein Leben geendet. Er war gestorben in der ungestillten Sehnsucht nach den Seinen. Mit ihm gleichzeitig lag, ohne dass beide von einander wussten, seine innig geliebte Mutter in Bockenheim an Lungenentzündung darnieder, und etwa um vier Tage ist sie ihm im Tode vorausgegangen. Der Schmerz darüber blieb ihm erspart, denn in seinem bedenklichen Zustand wagte man nicht, ihm die Nachricht mitzuteilen. Seine Leiche wurde durch die Fürsorge griechischer Freunde erhalten, und als seine Gattin und sein Freund ankamen, wurde der sterbliche Teil des unermüdlichen Forschers auf dem protestantischen Friedhofe zur ewigen Ruhe gebettet. Dort schlummert er, eins in der Reihe der vielen Opfer, welche jenes gefährliche Klima unter deutschen Gelehrten schon gefordert hat. Sein cypressenumschattetes Grab wird bezeichnet durch einen einfachen Denkstein aus Marmor mit seinem Namen und der Angabe seiner nur zu kurzen Lebenszeit. An wie wenigem hängt doch oft ein kostbares Menschenleben! Als er krank wurde, hatte er die Dispositionen für die Rückreise in die Heimat bereits getroffen und die einzelnen Stationen unter ihrem Datum in sein Kalender-Notizbuch mit Tinte eingetragen. Unter dem 30. März steht der Vermerk: „Ankunft in Hamburg.“ Diese Notizen sind später mit Bleistift ausgestrichen, vom 10. März an zeigt der Kalender leere Felder, nur unter dem 18. März steht noch: „Eintritt in's Ospedale internationale“. Er sollte es lebend nicht mehr verlassen. —

Wilhelm Wagner ist nicht ganz 37 Jahre alt geworden. Aber diese kurze Lebenszeit genügte ihm, um sich einen Namen zu erwerben, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus mit Achtung genannt wird. Die litterarischen Zusendungen und Widmungen, die während seiner Abwesenheit aus Deutschland, England, Nordamerika, aus Frankreich, Italien, Russland und Griechenland angekommen waren und sich auf seinem Arbeitstisch aufgehäuft hatten, vermochten so recht diesen Klang seines Namens in's Weite zu versinnlichen. Griechenland insbesondere erkannte seine Verdienste an durch Verleihung des Erlöserordens (1875) und durch Ernennung zum Ehrenmitglied der beiden gelehrten griechischen Gesellschaften, des *Ἑλληνικὸς Φιλολογικὸς Σύλλογος* zu Constantinopel, und des *Φιλολογικὸς Σύλλογος Παρνασσὸς* in Athen (1874). Als seine Manuscripte aus Italien ankamen, konnte man auch den Fleiss überschauen, mit dem er dort gearbeitet. Er hatte im Ganzen 768 Quartseiten beschrieben, die neben mancherlei Prosa etwa 9000 fünfzehnsilbige Langverse enthielten:

alles in den festen, gleichmässigen, freundlichen Schriftzügen, die ihm eigen waren, fast ohne die Unterbrechung einer Correctur! Die Herausgabe dieser Arbeiten übernahm sein Freund Bikélas in Paris: in nächster Zeit wird der posthume Band erscheinen, der seinem Ruhme das letzte Denkmal setzen soll. Die Nachrufe, welche in deutschen, englischen, französischen, italienischen und griechischen Zeitschriften und Zeitungen erschienen, gaben Zeugnis, wie tief die Lücke empfunden ward, die der Tod gerissen. Aber mehr noch, als der Gelehrte, ward im Kreise der Näherstehenden der Mensch, der teilnehmende Freund vermisst. Das war ja das Anziehende in seiner Persönlichkeit, dass der Gelehrte sich dem Menschen unterordnete: sein ungeheures Wissen war nicht toter Stoff, sondern ein Quell, der sein inneres Leben nährte. So ward jede Mitteilung aus dem Schatze seines Wissens zur lebendigen Selbstmitteilung, und das war es auch, was im Umgang seinem immer angeregten und immer bedeutenden Gespräch den erfrischenden Reiz verlieh. Und nicht nur zu geben wusste er, sondern auch zu empfangen. Ueberall strebte und verstand er, das Positive, das Eigentümliche in Anderen hervorzulocken und in sich aufzunehmen. Diese teilnehmende Offenheit hat ihm allenthalben die Herzen gewonnen und ihm bis auf sein Sterbebett hin herzliche Freunde erweckt. Nimmt man seine Empfänglichkeit für das Edle und Schöne in jeder Gestalt, seine allseitige Anregungsfähigkeit zusammen mit den grossen Erfolgen seines Schaffens und dem Glück, das ihm in seinem Familienleben still blühte, so muss man — wenigstens von den letzten Jahren seiner Vollkraft — sagen: „Er war glücklich!“ Er selbst empfand es dankbar, dass er es war. Um so härter erscheint der Schicksalsschlag, der ihn mitten aus diesem inhaltreichen Leben und Wirken, als er eben den Fuss auf eine neue, höhere Stufe seiner menschlichen und wissenschaftlichen Entwicklung gesetzt hatte, herausriss und ihn fern von den liebevollen Tröstungen, die sonst ein Sterbebett umgeben, dem Tod in die Arme führte. Dieser Empfindung gibt der Brief seines deutschen Arztes, Dr. Malbranc, der ihn bis zuletzt aufs treueste und sorgsamste pflegte, Ausdruck. Er schliesst: „Die Lage ist eine, welche in allen Beziehungen das grösste Mitleid einflössen muss. Hat doch schon uns Aerzte, die wir dem Verstorbenen eigentlich nur professionell näher getreten sind, seine Persönlichkeit, seine Arbeitskraft, sein Familiensinn und seine Anhänglichkeit an das Johanneum als die Stätte seiner Haupttätigkeit im Leben zur regsten Teilnahme aufgefordert.“ So, wie diese Worte ihn schildern, wird er leben bei seinen Freunden und Angehörigen im unauslöschlichen Angedenken; in den Annalen der Wissenschaft wie in der Geschichte unseres Johanneums steht sein Name verzeichnet als eine ihrer grössten Zierden. —

Anhang.

Index der Werke Wagner's.[1]

I. Einzelwerke.

A. Klassische Philologie:

1) De Plauti Aulularia, scripsit Gu. W. Bonnae 1864. 2) Macci Plauti Aulularia, with notes critical and exegetical and an introduction on Plautian prosody. Cambridge & London 1866. 3) T. Macci Plauti Trinummus, with notes critical and exegetical. Cambr. & London 1872. 4) T. Macci Plauti Menaechmei, with notes crit. and exeget. and an introduction. Cambr. & London 1878. 5) P. Terenti Comoediae; with notes crit. and exeget., an introduction and appendix. Cambr. & London 1869. 6) P. Terenti Comoediae (Cambridge Texts). Gu. Wagner relegit et emendavit. Cantabr. et Londini 1869. 7) P. Terenti Hauton Timorumenos. Erklärt von W. W. Berlin 1872. 8) Plato's Apology of Socrates and Crito, with notes crit. and exeget., introductory notices, and a logical analysis of the Apology. Cambr. & London 1869. Second edition rev. and corr. 1876. 9) Plato's Phaedo, with notes crit. and exeget. and an analysis. Cambr. & London 1870. 10) Platonis Protagoras. The Greek text revised, with an analysis and English notes. Ed. II. London 1871. 11) Virgil's Aeneid, books V to XII, with English notes. Abridged from Prof. Comington's edition by Henry Nettleship and W. W. London 1874. 12) Petri Pauli Dobree Adversaria. Editio in Germania prima cum praefatione Gu. W. 4 voll. Berolini 1874. 13) Bentley's Dissertations on Phalaris, with introduction and notes. Berlin 1874.

B. Mittelgriechische Litteratur:

14) Medieval Greek Texts: being a collection of the earliest compositions in vulgar Greek, prior to the year 1500. Edited with prolegomena and critical notes, by W. W. Pars. I. With an assay on the Greek version of Apollonius of Tyre by M. A. Ch. Gidel, Prof. de Rhétorique au Lycée Impérial Bonaparte. Paris. London. 1870. 15) *Διήγησις ὡραιοτάτη τοῦ θαυμαστοῦ ἀνδρὸς τοῦ λεγομένου Βελισαρίου.* Nach der Wiener Handschrift zum ersten Mal herausgegeben. Progr. d. Hamb. Johanneums 1873. 16) Histoire de Imbérios et Margarona. Publiée pour la première fois d'après un mscr. de la biblioth. de Vienne. Paris 1874. 17) Carmina Graeca Medii Aevi. Leipzig 1874. 18) *Ἀλφάβητος τῆς ἀγάπης.* Das A B C der Liebe. Eine Sammlung Rhodischer Liebeslieder. Metrisch übersetzt und mit einem Wörterbuch versehen. Leipzig 1879.

C. Englische und französische Litteratur:

19) Chr. Marlowe's Tragedy of Edward II, with an introduction and notes. Hamburg 1871. 20) Marlowe's Tragedy of Doctor Faustus, with introduction and notes. London 1877. 21) Macbeth von Shakespeare. Erklärt von W. W. Leipzig 1872. 22) Shakespeare's Henry V. Erklärt von W. W. Berlin 1878. 23) The works of William Shakespere. Ed. with critical notes and introductory notes. Hamburg 1879, I—IV. VIII. IX. 24) Shakespeare und die neueste Kritik Zur Orientirung. Hamburg 1874. 25) Alcilia

[1] Mit Benutzung der Zusammenstellung von A. Fels in „Englische Studien" IV, 1, der testimonials *Wagner's* von 1869, R. Hoche's Nekrolog in Bursian's Jahresbericht von 1880 und einer handschriftlichen Zusammenstellung von Herrn Horton in London. Die Arbeiten für die Pitt Press Series (9 an der Zahl) sind nicht mit aufgeführt.



Philoparthens Louing Follie. Eine Sammlung von englischen Gedichten aus dem Jahr 1595. Nach dem einzigen Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek herausgegeben und eingeleitet von W. W. Cöthen 1875. 26) The Lady of the Lake. A poëm in six cantos by W. Scott. Leipzig 1876. Mit Einleitung. 27) Horace par P. Corneille. Bielefeld et Leipzig 1879. 28) Athalie par J. Racine. ib. 29) Le Misanthrope par Molière. ib.

D. Uebersetzungen:

30) T. Maccius Plautus' Trinummus. Deutsch in den Versmassen der Urschrift, von W. W. Mit einem Vorwort von Dr. Classen. Frankfurt 1861. 31) Teuffel's History of Roman Litterature. Translated by W. W. London 1873. 32) Shakespere. Sein Entwicklungsgang in seinen Werken. Von E. Dowdon. Heilbronn 1879. 33) Die Griechen des Mittelalters und ihr Einfluss auf die Europäische Cultur. Ein historischer Versuch von D. Bikélas. Aus dem Griechischen übersetzt von W. W. Gütersloh 1878. 34) Lukis Laras. Eine Geschichte aus dem Griechischen Befreiungskriege von D. Bikélas. Aus dem Neugriech. übersetzt und mit einem Nachwort und mit Anmerkungen des Uebersetzers. Hamburg 1879.

II. Aus Zeitschriften.

„Neugriechischer Volksglauben“ im „Neuen Frankfurter Museum“ 1861.

„De Terenti Andriae prologo scripsit Guilelmus Wagner“ in „Liber Miscellaneus editus a Societate Philologica Bonnensi,“ Bonnae 1864.

Rheinisches Museum, neue Folge: XIX, 478 ff.: De loco Taciti hist. II, 14. — XX, 314 ff.: Zu Tibull I, 6. — XX, 314: Zur vita Isocratis. — XXI, 134: Ueber die Tibull-Handschrift A. — XXI, 481 ff.: Zu Catullus. — XXII, 111 ff. 422 ff.: Zur Prosodie des Plautus und Terenz. — XXII, 456: Zu Phaedrus. — XXII, 629 ff.: Zu den versus Scoti cuiusdam de Alphabeto. — XXIII, 379: Zu Plautus' Truculentus. — XXIII, 380: Zu Attius. — XXIII, 699: Zu Sallustius. —

Fleckeisen's Jahrbücher: 1864: Zu Plautus Epidicus. — 1865: Zu Terentius. — 1866: Ueber Tibullus. — 1867: Ueber Oesypum (Oesopum).

Bursian's Jahresberichte: 1873: Die römischen Dramatiker (ausser Plautus) und besonders Terenz. — 1877: Bericht über Terenz für 1874 und 1875. — Ib. Bericht über Lucilius für 1873—1875.

Philological Society's Transactions (London): 1867: On some modern Greek words. — On Ribbeck's Virgil. — On Jordan's Sallust. — On Phaedrus. — On Furca. — Four metrical inscriptions, reprinted from the „Hermes“. — On some disputed points of Plautian prosody. — 1873: Latin Philology in 1872. — 1874: Recent modern Greek philology. — 1875: Recent Latin philology.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft: XI. Ueber und zu Mucedorus. — Ib. Emendationen und Bemerkungen zu Marlowe. — XII. Shakespeare in Griechenland. — XIV. Neue Conjecturen zum Mucedorus. — Ib. Verbesserungsvorschläge zu Shakespeare.

Hiezu kommt noch eine grosse Zahl von kleineren Artikeln (Recensionen etc.) im Litterarischen Centralblatt, Jenaer Litteraturzeitung, Academy, Anglia, Revue critique.





